

sowie für den Ausbildungs- und Alten-Fond abgeführt werden. – Angesichts der Spannungen, die mancherorts zwischen verschiedenen denkenden Jesuiten herrschen, gewinnt das Dekret »Über die Einheit im Denken und Fühlen der Jesuiten« sein Profil. Es verweist auf die Bindung an Christus und an die von ihm ausgehende gemeinsame Berufung als auch die einzig wirklich tragfähige Quelle der Einheit, unterstreicht die Notwendigkeit eines bewußt gepflegten menschlich-geistlichen Austausches unter den Ordensmitgliedern und stellt klar, daß die zugleich spirituelle und administrative Leitungsautorität der Oberen wieder kräftiger ins Bewußtsein treten soll.

Unter den Fragen, die der Kongregation von sehr vielen Provinzen vorgelegt worden waren, befand sich auch diese: Soll es wie bisher zwei Klassen von Mitgliedern im Jesuitenorden geben: »Professen«, die zu den drei klassischen Gelübden noch das Gelübde besonderen Gehorsams gegenüber den Sendungen des Papstes ablegen und allein alle Rechte eines »richtigen« Jesuiten haben, und »Koadjutoren« (Priester und Laienbrüder), die rechtlich eine geringere Stellung haben? Die Einzelheiten dieser Frage sind für den Außenstehenden nur umständlich erklärbar. Es ging aber nicht darum – wie man in der Presse bisweilen lesen konnte –, daß die Jesuiten ihr besonderes Papst-Gelübde aufgeben, sondern darum, daß sie es auf alle Mitglieder ausdehnen wollten. Einer der Gründe dafür war gewesen, daß man so jener Einheit in der Berufung Ausdruck verleihen wollte, die allen Unterschieden, die sich von der Weihe oder der Verschiedenheit der Aufgaben her ergeben, vorausliegt. Damit aber mußten die von Ignatius verfaßten Ordenssatzungen in einem wichtigen Punkt geändert werden. In solch einer Änderung aber schien dem Heiligen Vater ein Abrücken vom ursprünglichen Charisma des Ordens zu liegen. So kam es denn zu dem Konflikt zwischen ihm und der Kongregation, von dem in der Presse die Rede war. Denn obwohl der Papst schon angedeutet hatte, daß er gegen eine Änderung des geltenden Rechts in diesem Punkt sei, hielt sich die General-

kongregation von ihrem Auftrag her dazu verpflichtet, die Gründe für und wider zu diskutieren und in einer Indikativabstimmung, die eine große Mehrheit für eine Änderung ergab, ihre Meinung zu erkunden. Sowohl diese Freiheit wie dann der männliche Gehorsam gegenüber der Entscheidung des Heiligen Vaters, der trotz der Einsichtnahme in die Diskussionsakten bei seiner Auffassung blieb, gehören zur besten Tradition des jesuitischen Gehorsams, wie ihn Ignatius verstanden wissen wollte.

Der Konflikt war gewiß für beide Seiten bitter. Er war aber keineswegs der erste und schärfste in der Geschichte des Verhältnisses zwischen dem Papst und »seiner« Gesellschaft. So wäre es auch nicht richtig, die 32. Generalkongregation ausschließlich unter diesem Vorzeichen zu sehen. Sie ist ein Versuch, sich der heutigen Situation der Welt und des Ordens in schöpferischer Treue zum Ursprung zu stellen und so vielleicht einen gewissen Neuanfang zu machen. Es scheint, als sei damit auf der Versammlung selbst schon ernsthaft begonnen worden. Die Teilnehmer berichten von einem intensiveren Lernprozeß, der sich dort im echten Aufeinanderhören und Verstehenwollen und nicht zuletzt im Gebet abgespielt habe. So hat die Gesellschaft einen Großteil ihrer Einheit und ihres Selbstverständnisses in neuer Ursprünglichkeit zurückgefunden, – zunächst in ihren gewählten Vertretern. Es bleibt zu hoffen, daß der ganze Orden von diesem Impuls erfaßt wird.

Gerd Haeffner SJ

DAS KLISCHEE VOM ALTEN MENSCHEN und seine Überwindung. – In jeder Gesellschaft gibt es junge, ältere und alte Menschen. Sie alle stehen als gesellschaftliche Gruppen miteinander in Verbindung und Beziehung. Tragen die Jungen die Hoffnung eines Volkes, so bilden die Alten den Hort der Erfahrung; die mittlere Generation, die »Älteren«, steht in der Verantwortung. Dieses Muster gilt zu allen Zeiten; es gilt objektiv auch heute, sowohl bei den jungen

Nationen als auch in den westlichen Industriegesellschaften. Freilich: wir wissen seit längerem schon, daß die diesem Schema zugrundeliegende Wirklichkeit in der Bundesrepublik Deutschland nicht das Bewußtsein der Öffentlichkeit und der vielen Einzelnen bestimmt – jedenfalls nicht so, daß die Zuordnung der Generationen im gesellschaftlichen Verbund als problemlos und selbstverständlich erfahren würde. Die Leidtragenden dieses Zustandes sind bekanntlich vor allem die alten Menschen.

Ihre soziale und geistige Lage hat Aktivitäten bei allen denen freigesetzt, die den derzeit herrschenden Zustand als unhaltbar für die Betroffenen und als gefährlich für die Gesellschaft ansehen. Über die vielen Einzelmaßnahmen, die in den letzten Jahren zur Beseitigung der ärgsten Nöte des alten Menschen bei uns eingeleitet worden sind, materiell, psychologisch, medizinisch-wissenschaftlich, soll hier nicht berichtet werden. Vielmehr ist es ein Bischofswort, das uns bewegt, da es sich der notwendigen Aufgabe stellt, den Gründen für die deprimierende gesellschaftliche Situation der alten Menschen bei uns nachzugehen.

Das Bischofswort trägt den Titel: Die christliche Botschaft vom Sinn des Alters. Sein Verfasser ist der Erzbischof von Köln, Joseph Kardinal Höffner<sup>1</sup>. Wie viele Verlautbarungen des Kölner Kardinals ist auch dieses Schreiben von sozialwissenschaftlicher Empirie gekennzeichnet.

Es heißt da zunächst: In der Bundesrepublik leben 8,3 Millionen Menschen, die älter sind als 65 Jahre, darunter 1,1 Millionen über Achtzigjährige. Wenn wir von einer Bevölkerungszahl der Bundesrepublik von ca. 60 Millionen ausgehen, dann bedeutet das, daß jeder siebte bis achte Bürger bei uns über 65 Jahre alt ist. Von diesen 8,3 Millionen leben knapp 3 Millionen in Einpersonenhaushalten, also für sich allein. Das sind rund 40 Prozent aller über Fünfundsechzigjährigen in der Bundesrepublik. Dagegen leben nur drei bis vier Prozent von den über Fünfundsechzigjährigen in Altersheimen.

Das sind annähernd 320 000 Menschen. Selbst wenn man diese Zahlen nach oben hin aufrundet, erhält man nicht mehr als 3,5 Millionen, die ihren Lebensabend allein – sei es in Einpersonenhaushalten, sei es in Heimen – verbringen. Die weitaus größere Zahl, nämlich rund fünf Millionen, lebt entweder mit einem Partner oder mit der Familie zusammen. Das heißt noch nicht: glücklich und zufrieden sein, aber eben doch nicht allein leben müssen.

Was bedeutet diese Zahlenanalyse? Zunächst, so muß man feststellen, daß, auf das Ganze der Bevölkerung gesehen, der Anteil der Generation über Fünfundsechzigjähriger außerordentlich hoch ist – er wird weiter zunehmen – und daß die weitaus größere Zahl dieser Menschen in der Kontinuität der Lebensform steht, die sie dreißig oder vierzig Jahre zuvor mit dem Eintritt in die Ehe begonnen hat. Daß sich im Verlaufe von vierzig Jahren bei diesen über Fünfundsechzigjährigen vieles geändert hat, ist verständlich: Aufbau der Familie, Abbau der Familie, eventuell ein zweiter Ehepartner, Aufbau wirtschaftlicher Existenz, Reduktion der Familie als wirtschaftlicher Gemeinschaft – um nur einige Stichworte zu nennen. Doch an der ständigen Gegenwärtigkeit des altgewordenen Ehepaares in unserer Gesellschaft ändert das nichts.

Und jetzt müssen wir auf das zu sprechen kommen, was ich eingangs kurz streifte und was allen bekannt ist. In dem Schreiben des Kardinals heißt es: »Erstaunlicherweise hat sich die heute herrschende öffentliche Meinung ein seltsam verzerrtes Bild vom Alter gemacht. Man preßt die altgewordenen Menschen in die Schablone: abgebaut, hilfsbedürftig, unbeweglich, rückständig, schwerhörig, gedächtnisgestört, kontaktarm, weltfremd, dem Leben nicht mehr gewachsen, verkrampft, mißtrauisch, verbittert, unnützlich.«

Es ist ein seltsames Phänomen: Jedermann weiß, daß diese Charakterisierung alter Menschen nicht stimmt, vor allem die alten Menschen selbst wissen das, und doch ist niemand da, der dieses Klischee als Klischee zu entlarven imstande ist. Man muß sich klar sein, daß dieses bössartige Bild

<sup>1</sup> Hirtenwort zum Fest der Heiligen Familie am 29. Dezember 1974.

vom alten Menschen nicht von außen allein überwunden werden kann. Widerlegt es aber der einzelne alte Mensch durch Leistung und Verantwortung, wird er der alten Generation nicht zugerechnet. Er wird alterslos.

Trotz der vielen Gegenbeispiele, die das Klischee *ad absurdum* führen, muß man sich fragen, warum die ältere Generation unfähig ist, das karikaturenhafte Klischee, das in der Öffentlichkeit von ihr vorherrscht, abzubauen und zu überwinden. Man muß vermuten: weil sehr viele von den alten Menschen die Voraussetzungen, die zu diesem Klischee geführt haben, lange Zeit akzeptiert haben, auch wenn sie das Klischee selbst als ungerechtfertigt, mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmend ablehnen. Im Hirtenwort Kardinal Höffners heißt es dazu: »In der öffentlichen Meinung gilt das Jungsein als die Norm des Menschen schlechthin, das Altsein jedoch als Abfall von dieser Norm, als Abstieg, als ein Bündel von Ausfallerscheinungen – und nicht als eine Lebensstufe mit eigenem Wert und Sinn. Jungsein gilt als Glück, Alter als Mißgeschick. Man will zwar lange leben, aber nicht alt werden. Deshalb wird fast alles auf die Bedürfnisse, die Ansichten und das Aussehen der jungen Generation abgestellt, nicht nur im Sport, sondern auch im Konsum, in der Mode und in der Werbung. Leitbild ist die ewige Jugend für die Frau und die ewige Spannkraft für den Mann...«

Diese in der Öffentlichkeit nach wie vor geltende Norm hat auch die Wertvorstellungen der älteren und alten Menschen mitbestimmt, solange jedenfalls, als sie ihnen auf die eigene Person beziehbar erschien: das Leitbild ewige Jugend für die Frau, das Leitbild ewige Spannkraft für den Mann. Spätestens Mitte der Vierziger weiß jeder »Ältere«, daß dieses Leitbild an der Realität des Lebens und den Erfahrungen vorbeigeht. Und trotzdem spielt jeder von uns mit oder haben wir das Spiel mit verbundenen Augen mitgespielt, weil es angenehm war, weil es schmeichelte und weil man sich weigerte, in ein Vakuum einzutreten. Denn: Kein Leitbild ist da, das den neuen Erfahrungen des dritten Lebensalters angemessen ist und das

den alten Menschen das Leben in der Öffentlichkeit erleichterte oder gar selbstverständlich machte.

Wie es im einzelnen unter zeitgeschichtlichem Aspekt dazu kam, daß in der öffentlichen Meinung der Bundesrepublik ein solches Zerrbild, eine solche Karikatur der Lebenswirklichkeit einer großen Gruppe von Mitbürgern sich entwickeln konnte, ist ein weites Feld. Ohne ein neues Klischee zu schaffen, muß nochmals betont werden: Ganz ohne Mitverschulden der älteren Menschen läßt sich das törichte, letztlich unmenschliche Klischee nicht erklären.

Kann man es überwinden? – Gewiß: durch Aufklärung, Information, Hinweise auf die unbestrittenen Werte der erfahrenen, mit den Wechselfällen des Lebens vertrauten Generation für die gesamte Gesellschaft. Das geschieht, wird zumindest seit einigen Jahren verstärkt versucht. Diese Bemühungen bleiben freilich mit der Gefahr behaftet, daß sie bei allen denen nicht ankommen, deren Einstellung zum älteren Menschen sie ändern sollen: dann nämlich wenn diese Werbung – anders kann man heute diese Form der Aufklärung häufig nicht nennen – überzogen, also unglaubwürdig ist. Wenn unterstellt wird: es gebe das überhaupt nicht, Alter, hohes Alter und damit geänderte Perspektiven, geändertes Wertbewußtsein, andere Maßstäbe, geänderte Leistungsqualitäten. Aber auch dann, wenn die Aufklärung, der Kampf gegen die Karikatur, gegen das Klischee angemessen und seriös ist, wird sie nur dann Früchte tragen, wenn sie belegt wird durch ein entsprechendes Verhalten der älteren und alten Generation.

Das heißt konkret zunächst einmal: Einverständnis mit sich, seinem Alter und den Folgen bekunden. Und dies ist für unsere Frage genauso wichtig – dieses neue Selbstbewußtsein, das Ja zu sich selbst, auch wenn man nach fünfundsechzig kein Arbeitsbürger mehr ist, der Öffentlichkeit deutlich machen.

Wie kann das überzeugend und wirksam geschehen? Mit Programmen und Denkschriften ist da wenig auszurichten. Eher mit exemplarischen Modellen von Lebensgemein-

schaften älterer und alter Menschen, die allerdings nicht abgetrennt vom Strom des Lebens in Form neuer Subkulturen sich verwirklichen dürfen, wenn sie das Ziel, der Gesellschaft ein Beispiel zu geben, erreichen wollen. Da, wo sich solche Gesellschaften alter Menschen in das Bewußtsein der Öffentlichkeit gebracht haben, sind die Voraussetzungen zu untersuchen, die dies ermöglichen.

Ein Beispiel sei kurz skizziert. Die Insel Mallorca mit dem größten Personenumschlag der Welt (nach New York) zählte 1973 knapp sieben Millionen Besucher, von ihnen gehörten rund zwei Drittel der Generation der über Fünfzigjährigen an. Sieht man von der Sondersituation während der Weltferienzeit ab, wo vor allem Familien mit Kindern die Insel besuchen, so erhöht sich der Anteil der älteren Besucher während der Herbst-, Winter- und Frühjahrsmonate auf fast 80 Prozent. Alte Menschen nehmen eine Insel für sechs bis acht Monate in Besitz. Wie stellen sie sich auf dieser Mittelmeerinsel dar? Die Ergebnisse eines Tests lauten: Nichts von dem war zu bemerken, was in unserem Lande das Klischee vom alten Menschen ausmacht. Im Gegenteil: Eine Generation bestimmt eine Landschaft, im direkten Sinne, im übertragenen Sinne. Sie bevölkert das Land, greift nach ihm aus (kapselt sich nicht ab), sucht die Begegnung mit dem Fremden. Ihr Stil und ihre Wertvorstellungen bestimmen auf der Insel die Gesellschaft, die ja nicht nur aus alten Menschen besteht. Das Verblüffende ist, daß, obgleich alle Schichten, Klassen, Konfessionen in dieser Gesellschaft der Älteren auf der Insel vertreten sind, es im Gegensatz zur Gesellschaft der Bundesrepublik einen Grundkonsens, eine Grundübereinstimmung über Selbstverständliches, Mögliches und Unmögliches im gesellschaftlichen Zusammenleben gibt – und daß diese Tatsache von allen Beteiligten als ein Positivum, als ein Wert empfunden wird, auf den man nicht weniger stolz ist als auf die Tatsache, daß man noch Gesellschaft zu bilden in der Lage ist – Gesellschaft nicht im Sinne von Tanzabenden oder Flamencoshows –, sondern Gesellschaft, die auch das

Gegensätzliche zu integrieren in der Lage ist und deren Lust an der Leistung der Integration unübersehbar ist.

Glückliche Insel, glückliche Menschen – es fällt schwer, so zu sprechen. Aber etwas davon ist im Spiel: die verwirklichte Utopie, der gelungenen Auszug der Bürger aus der bösen Welt auf die Insel der Sonne und Heiterkeit, des Friedens – seit Horaz ein immerwiederkehrendes literarisches Motiv.

Wie kommt dieses außerordentliche Inselphänomen zustande: Selbstdarstellung der älteren Generation über das Privatistische hinaus, also Schaffung von Öffentlichkeit durch Ältere für Ältere?

Es gibt dafür sicher mehrere Gründe: die Sondersituation des Urlaubs, das Pflichtbewußtsein des einzelnen, aus diesem Urlaub etwas zu machen, die zahlenmäßige Überlegenheit einer Altersgruppe, aber vor allem wohl die Gemeinsamkeit der Situation, die alle miteinander verbindet, die es ihnen ermöglicht, das Leben dieser Urlaubergesellschaft nach ihren Vorstellungen zu bestimmen. Diese Vorstellungen verlaufen nicht gegensätzlich, sondern haben eine gemeinsame Basis: die Wertvorstellungen der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts. Das verbindet.

Aber es verbindet nicht nur die Fünfundsechzigjährigen mit den Fünfundsiebzigjährigen, also die Überfünfundsechzigjährigen untereinander, sondern auch die Generation derer, die jünger sind, die Fünfundvierzig-, Fünfzig-, Fünfundfünfzigjährigen mit der Generation der Pensionisten.

Das ist entscheidend: Die Generation der Älteren, die noch im Arbeitsleben stehen, also die unter Fünfundsechzigjährigen, solidarisiert sich hier mit den über Fünfundsechzigjährigen – ein Vorgang, der außerhalb der Insel, in der Nichturlaubssituation der Bundesrepublik aus vielen Gründen nicht eingetreten ist.

Die Solidarisierung der Älteren miteinander, der über Fünfzigjährigen mit den über Fünfundsechzigjährigen, in der Öffentlichkeit, deutlich sichtbar für alle Altersgruppen unserer Gesellschaft, muß aber geleistet werden, wenn das bössartige Klischee vom alten

Menschen bei uns überwunden werden soll. Diese Leistung ist vor allem von den Älteren unter Fünfundsechzig, der aus den Arbeitsprozessen noch nicht Ausgegliederten, zu erbringen. Sie sind es, die jedenfalls bis heute ihre Maßstäbe an den Nachrückenden orientieren, auf Solidarisierung mit den Jüngeren aus sind um den Preis der notwendigen Solidarisierung mit der Generation der Alten. Diese allein sind schwerlich in der Lage, Wert, Sinn und Würde des Alters der öffentlichen Meinung in unserer Industriegesellschaft so bewußt zu machen, daß die verzerrten Vorstellungen durch wirklichkeits- und wahrheitsgerechte ersetzt werden.

Die notwendige Solidarisierung zwischen den verschiedenen Altersgruppen der älteren Generation hat nichts mit Aktion zu tun. Sie ist Wille zum Bewußtseinswandel, langfristig, nicht erzwingbar, daher mühsam – aber notwendig.

Franz Greiner

BUCHSTABIERÜBUNGEN (IX). – DIE einleuchtendste Argumentation für das Dasein Gottes, die heute formuliert worden ist, stammt von niemand anders als von Jean-Paul Sartre. Und sie ist nicht nur völlig »modern«, sondern auch ganz und gar »existentiell«. – Sartre geht von zwei Voraussetzungen aus. Die eine ist, wie jedermann weiß, die These von der Nicht-Existenz Gottes; sie wird zwar durch kein einziges Argument begründet, aber jedenfalls unumwunden als Voraussetzung deklariert. Der andere Ausgangspunkt ist die sehr unmittelbar und eindringlich erfahrene und ausgesprochene Nicht-Notwendigkeit der Welt. »Die Existenz ist *nicht* das Notwendige«; »das Wesentliche ist das Zufällige.« So lautet die Einsicht, die Antoine Roquentin überfällt, den Helden des Romans »La Nausée« (Der Ekel), als er den Park rundum betrachtet, die Bäume, den Springbrunnen und vor allem sich selbst. »Wir waren ein Häuflein Existierender, die sich genierten; wir hatten nicht den geringsten Grund, da zu sein.« »Jedes Existierende wird ohne Grund geboren, lebt aus Schwächen weiter

und stirbt durch äußere Einwirkung.« – Nun gut, so könnte man sagen, ist das etwas anderes als eine zwar etwas aggressive, aber im Grunde völlig zutreffende Beschreibung der »Kontingenz« der Welt? Ist das nicht seit je gesagt worden: nichts von dem, was unserer Erfahrung begegnet, »muß« existieren; nichts von alledem existiert notwendigerweise? Was ist also neu? – Neu ist, scheint mir, daß Sartre diese Kontingenz nicht akzeptiert. »Ich hatte Angst; vor allem aber: ich war wütend; ich fand das so albern, so deplaziert«; »ich empfand ohnmächtige Wut«; »wenn man sich darüber klar wird, dreht es einem den Magen um: das ist der Ekel!« »Es ist absurd, daß wir geboren werden; es ist absurd, daß wir sterben.« »Ich hatte alles über die Existenz erfahren. Ich ging in mein Hotel zurück und schrieb es auf.«

Ist aber nicht eben dies der Sinn des alten »Gottesbeweises«, den noch der späte Hegel das Argument *e contingentia mundi* nennt? Was sonst wird hier – im einen wie im anderen Fall – behauptet, als daß ein nicht-notwendiges, ein »kontingentes« Sein, das »sich nicht selbst trägt« (Hegel), in der Tat *nonsense* ist, unsinnig, unvorstellbar, verrückt, unerträglich, absurd – *es sei denn*, es werde in Beziehung gedacht zu einem notwendig existierenden, absoluten Seinsgrund, der es »trägt«, zu Gott also?

Könnte es aber nicht tatsächlich so sein, daß Mensch wie Welt keinen »Sinn« haben und also von Grund auf absurd sind? – Darauf antworte ich zweierlei: Erstens vermag niemand einen solchen Gedanken konsequent durchzuhalten; man kann ihn vielleicht denken, aber nicht leben. Auch Sartre bringt das nicht zuwege; wie sonst könnte er von Verantwortung und Freiheit reden, und aufgrund von was vermöchte er zu unterscheiden zwischen Unrecht und Recht? – Wollte aber (zweitens) wirklich einer den Versuch machen, hier völlig konsequent zu sein – würde das dann nicht bedeuten, daß es nun für schlechterdings nichts einen »Grund« geben könnte, nicht einmal einen »Grund« für die Nicht-Existenz Gottes?